

<b>Zeitschrift:</b>	Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
<b>Band:</b>	172 (1899)
<b>Artikel:</b>	Die Jahrhundertfeier des Untergangs des alten Bern
<b>Autor:</b>	[s.n.]
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-656926">https://doi.org/10.5169/seals-656926</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 06.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Die Jahrhundertfeier des Untergangs des alten Bern.

Der Hinkende Bot hat es unterlassen, in seinem 1898er Kalender die so tragischen Erinnerungen an Berns Niederlage zu berühren, und war nicht nur, um seinem Namen „der Hinkende“, der jeweilen hinterher kommt, gerecht zu werden, sondern weil er sein n lieben Freunden zu Stadt und Land zugleich erzählen wollte, wie das „neue Bern“ den Untergang des „alten Bern“ beklagt und seine Helden geehrt und gefeiert hat.

Die ganze Feier hatte, wie es nicht anders möglich war, einen ernsten, würdigen Charakter; sie wurde eröffnet durch eine Rede im Münster von Herrn Prof. Dr. Wolfgang Friedrich v. Mülinen. Wir können uns nicht versagen, diese so überaus gehaltvolle und gediegene Rede unsern Lesern im Auszug zu bringen, da sie alles das enthält, was sich über diese schmerzhafte-denkwürdige Ereignisheit in Kürze sagen lässt. Er legte seiner Rede die Worte des Propheten Joel zu Grunde, welche auch wie kein anderer Text zu den Ereignissen vor hundert Jahren passen:

„Ein finstrer Tag, ein dunkler Tag, ein wolktäter Tag, ein nebliger Tag, gleich wie sich die Morgenröte ausbreitet über die Berge, nämlich ein großes und mächtiges Volk, desgleichen vorhin nicht gewesen ist und bisfot nicht sein wird zu ewigen Zeiten für und für. Vor ihm geht ein verzehrend Feuer und nach ihm eine brennende Flamme. Die Völker werden sich vor ihm entsezzen, aller Angesichter werden so bleich werden wie die Tüpfel. Sie werden laufen wie die Riesen und die Mauern ersteigen wie die Krieger; ein jeg über wird strad's vor sich daher ziehen und ich nicht säumen. Denn der Herr wird seinen Donner vor seinem Heere lassen hergehen, denn sein Heer ist sehr groß und mächtig, welches seinen Befehl wird austrichten; denn der Tag des Herrn ist groß und sehr erschredlich.“

Diese Worte des Propheten Joel mag vor Augen haben, wer der Zeit vor hundert Jahren gedenkt.

In den Staub fielen die herrlichen Throne, die Scepter der mächtigsten Republiken, die Tiara dessen, der sich den Statthalter Christi

nennt auf Erden — ein Völkerherbst war angebrochen, wie er von Zeit zu Zeit das Reifgewordene heimsucht und schüttelt in frostigem Sturme. Keine Kriegskunst, keine Staatskunst vermochte dagegen etwas. Auch dort drüben auf der Höhe des Staldens mussten barhaubt die obersten Häupter unseres Staates dem fränkischen Sieger die Schlüssel der Stadt übergeben, der Stadt Bern, die sich im kleinen gerne mit Rom, dem mächtigen, verglich. Seit jenem Überfall vor 500 Jahren hatte man keinen Feind mehr vor den Mauern gesehen und trogte und vertraute auf die Schanzen und mehr noch auf die lebenden Mauern, die braven Krieger des Landes. Auch jetzt glaubte die Stadt, dem Sturme zu entgehen, als ob sie festgewurzelt sei in der Geschichte. Aber doch nahmen die fränkischen Staren mit klingendem Spiel und wehender Trikolore als die neuen Herren. Wie war es möglich geworden?

Wie stolz waren doch noch sieben Jahre zuvor die Berner in die Waadt gezogen! . . .

Und wenige Jahre später Zwitteracht und Misstrauen, Hass und Schwäche, die Niederlage vor den Thoren der Hauptstadt, ja diese in Feindesaewalt — die letzte Stunde der alten Eidgenossenschaft hatte geschlagen! nichts konnte sie mehr vor dem sichern Untergange retten — was war denn geschehen? Nicht an uns ist es, unsere Voreltern zu schmähen, aber geboten ist es, ihren Fehlern nachzuforschen. . . .

Oft engherzig, b. harrie man allzu sehr auf dem Alten und vergaß, daß es ein Werden giebt. Daß man sich in den Tagen der Gefahr der Schablone des Exerzierplatzes nicht entledigen konnte, bewiesen Vorfäle von 1798. Freilich übte die Aufklärung auch hier ihren Einfluß aus: Vor den französischen Truppen hatten die französischen Geister das Land zum ganzen Teile erobert. Rousseau hatte man vertrieben, seine Ideen waren geblieben. Viele waren überzeugt, daß etwas politische Reformen an die Hand genommen werden müssen, aber mancher wollte sie auf ruhigere Zeiten verschieben. . . .

Darob sittet man im Rate mit zunehmender Hartnäckigkeit. Der Krieg bringt Sorgen und Benen, Verwüstung, Verarmung; der Friede bewahrt uns davor. Kein habes Jahr halten wir den Krieg aus. Widerstand nützt doch nichts. Sollten wir jetzt siegen, so kommt der

Feind mit Übermacht wieder. Thue man alles, um den Frieden als das teuerste Gut zu bewahren. Die andern sagten: Noch hoffen wir durch Krieg auf eine gute Wendung; jenen Segen verschafft uns der Friede nicht. Nachgiebigkeit führt mir noch als Krieg ins Verderben. Lieber mit Ehren untergehen, als die Ehre verlieren!

An der Spitze dieser stand der Schultheiß Steiger. Viel eitig gebildet, voll Verstand und Geist, Talent und Charakter, ein geborner Staatsmann, war er ein entschiedener Gegner aller Neuerungen, die die französische Revolution gebracht, von jeher gewesen. Man tadelte an ihm, daß er keinen Widerspruch vertrug und seine Gegner oft rücksichtslos behandelte; aber auch sein grösster Feind schätzte in ihm die Festigkeit einer unbeugsamen Seele und die glühende Liebe zu seinem Lande. Sein Antipode war der Deutschsöldnermeister Frisching, ein Mann von Bildung, Wohlredenheit und offenem Kopf, wohl nur zu sehr nach Volkskümmlichkeit trachtend, der längst mit den neuen Ideen palettiert hatte und den Staat eben dazu führen wollte. Ein Verräter, wie mancher es glaubte, war er nicht, auch nicht, wenn er mit den französischen Generälen als erster den neuen Freiheitssbaum begrüßte. Dass er bei der letzten Schultheissenwahl zurückgeblieben, glaubte er Steiger zuschreiben zu müssen; sein Haß gegen ihn beeinflußte daher auch seine politische Meinung, und die Gegnerschaft nahm einen persönlichen, heftigeren Charakter an. Die Parteien, welchen die beiden vorstanden, mögen annähernd gleich stark gewesen sein. Als jedoch die drohende Lage viele Offiziere ins Feld rief, gewann Frisching im Rote die Oberhand.

Die Wende des Jahres nahte, und immer mehr ließ man sich umgarnen von Lug und Trug.

Die Gefahr stand vor der Thür. Feinde im Norden, Feinde im Westen bis wenige Meilen vor der Stadt. Und die Freunde, die alten Eidgenossen, die einst treu geholfen in schwerer Schlachtnot? Ach, auch sie schlummerten; „nur Frieden“ lallten auch sie, und ihre Gleichgültigkeit war um so grösser, als sie glaubten, das Ungewitter werde sie nicht berühren. Während unsere Leute bei Neuenegg kämpften, standen die wenigen, die gekommen waren, unthätig in Worb.

Als trotz aller Unterhandlung der Feind immer näher rückte, als das treue Heer vor Ungeduld brannte und der Rat keinen Entschluß fand, da öffnete sich — am 25. Februar — die Thüre des Ratssaales, und herein trat in die Versammlung der Obergeneral, gefolgt von 50 Offizieren, deren Augen flammten im Gefühl der Ehre, der Pflicht und der Vaterlandsliebe. Die Entschlossenheit wirkte: die begehrte Vollmacht ward erteilt. Wie klagen da zaghaft die Vertreter der Tagsatzung, daß alles jetzt verloren sei, daß Bern das ganze Spiel verderbe! — Wie aber jubelte, wie frohlockte jedes brave Soldaten-, jedes brave Bernerherz! Doch bald ließ man sich von neuem durch friedliche Worte beihören. Wieder begann das Schwanken und Wanken, und weil die Regierung bloß provisorisch mehr im Amte war, glaubte sie zu seiner Entscheidung berechtigt zu sein. Unselige Tage und Stunden! Verzweiflung erfaßt die Führer, Misstrauen die Soldaten, und immer lauter erklang der unheimliche Ruf: Verrat!

Am 4. März früh versammelten sich Rat und Burger mit den Ausgeschlossenen zum letztenmal. „Noch ist es um eine Förmlichkeit zu thun, und dann begleiten wir einander, wohin uns Pflicht und Ehre rufen!“ Mit diesen Worten schickte sich der Schultheiß an zu seinem schwersten Gang. Die Abdankung der alten, die Einsetzung einer neuen Regierung ward beschlossen. Schon von Übergabe war die Rede. Da verlange er ausgeschlossen zu sein, rief Steiger. Er hatte sich erhoben; fest klang, da der Rat kleinmütig sich den Todesstoß verlegte, seine Stimme; fast königlich stand er da, ein Fels im wogenden Meere. Als er hinabstieg vom Throne, glänzten in vieler Augen Thränen. Erschüttert im tiefsten Herzen, wandten sich ihm alle zu, alle, auch seine Gegner. Er schritt durch die Reihen bis zur Thüre, da wandte er sich um, und seine Blicke schweiften zurück in den Saal. Was durchdrückte nicht seinen Geist? Von hier aus hatte man einst weitblickend dem Herzog Karl die Absage geschickt und gar oft dem Böllenkönig getrotzt, und wie stand es heute? Es war, als ob alle es fühlten, wie alles anders gewesen, als ob sie in ihm, der sie verließ, die Seele des Vaterlandes verkörpert sähen. Sie erhoben sich wie auf ein Zeichen, überwältigt von Wehmut, in



Der Landsturm im Grauholz.

unwillkürlicher Ehrfurcht und Staunen ob seiner Größe. Wortlos schritt er von dannen; er ging, wohin ihn Pflicht und Ehre riefen. So nahm der letzte Amtsschultheiß des alten Bern Abschied.

Berns Schicksal erfüllte sich bald. Der 5. März brach an. Schnee bedeckte den Boden. In der Ferne ließ sich Kanonendonner vernehmen, der näher und näher rückte. Die Sturmglöden begannen zu läuten. Über Fraubrunnen zog ein Feindescorps heran. Es drang nicht ohne heftigen Widerstand bis zum Grauholz.

Auf den Ruf der Sturmglöden waren Greise, Weiber und Kinder, mit Heugabeln und Sensen bewaffnet, herbeigeeilt, das Vaterland zu retten! Fürwahr, die Haltung der Leute des Heeres und des Volkes, der Braven, die bei Lengnau, St. Niklaus, bei Fraubrunnen, im Grauholz und an der Sense geswochen, entschädigt für manches, was gefehlt wurde in der Verwirrung und Schwäche. Im Grauholz saß auf einem Stamme der edle Greis, die erlösende Kugel erwartend. Sie war ihm nicht



Schultheiß Steiger im Grauholz.

beschieden. Er verließ, ein Flüchtling, die Heimat und starb in der Fremde, verzehrt von namenlosem Weh um das verwüstete Vaterland. Aber als ob der Himmel noch einen letzten Trost gewährte, geschah es, daß auf der andern Seite, bei Neuenegg, noch immergrüne Vorbeeren gewonnen wurden im Kampfe gegen einen viel stärkeren Feind.

Nach Mittag war es geschehen. Auf dem Münster wehte die weiße Fahne. Die Stadt hatte sich ergeben. Die Besiegten vom Grauholz waren zersprengt, die Sieger von Neuenegg legten voll bittern Gefühls die Waffen nieder oder warfen sie fort. Helle Auflösung überall! Von schrecklichem Wahne besangen,

hatte das Volk manchen Führer gemordet; in Wichtrach lag die Leiche des Generals, und seine Witwe mußte fliehen mit ihren Kindern barfuß durch den Schnee und fand kein gästliches Dörfchen. Die alten Regenten wurden geschmäht, mißhandelt, fortgeführt. Die bösen Triebe traten zu Tage: vielfach plünderte das Volk, und die fränkischen Brüder vergaßen nicht, den Schatz zu heben, der sie hergelockt hatte. Das alte, das stolze Bern, dessen Würde Friedrich der Große geprägt, war nicht mehr.

Wir gehen nicht weiter. Wir wissen, wie das unglückliche Land zum Kriegsschauplatz fremder Armeen, die Ratsäle zum Zummelplatz fremder Ideen wurden, bis eine eiserne Hand Ordnung schuf. Wir haben genug an diesen Erinnerungen.

Wahrlich, an heiliger Stätte ein ernster Augenblick, ein Tag der Einkehr in sich selbst, der Trauer, der Buße, wie jener vor hundert Jahren ein Tag des Gerichts, der Strafe, des Fluches war. Wir erkennen es, nehmen es an.

Aber wenn wir die schwere Mahnung jener Tage beherzigten, so wird aus der blüdigen Saat eine Ernte der Eintracht, der Stärke, des wahren Friedens werden. Und dessen gedenkend, der hier, in seiner Heimat, bestattet liegt, rufen wir:

Zum Himmel steigt empor das heiße Flehen:  
Läß dieses Heldenbild in uns erstehen;  
Wed' Männer frommen Herzens, fester Hand,  
Voll Ehrfurcht vor den gütlichen Gesetzen.  
Will Volk und Freiheitsinn der Feind verleben,  
So kämpft und siegt das starke Vaterland.

Gott schirme und behüte unser liebes Bernerland!

\* \* \*

Tief bewegt und im Innersten erschüttert verließen die Zuhörer das Münster!

Um 11 Uhr bewegte sich ein imposanter Zug, gebildet aus mehreren historischen Gruppen, den Behörden, Vereinen und Delegationen, unter den Klängen von verschiedenen Musiken dem Bahnhof zu. Eine tiefe, unverkennbare Bewegung ging durch die gesamte Bevölkerung; es war ein Feiertag im wahren Sinne des Wortes. Die meisten Verkaufsläden, die Fabriken und Bureaux waren geschlossen; wer irgendwie konnte, begab sich zur Feier nach Neuenegg. In fünf Extrazügen fuhren aus der

Hauptstadt wohl 7000 Teilnehmer nach Flamatt, während weiterer Zug zu Fuß und zu Wagen die Straßen bedeckte. Neuenegg hatte sich ins Festgewand geworfen. Um halb 2 Uhr ordnete sich der Zug zum Abmarsch nach dem Denkmal, das auf einer das Städtchen im Osten beherrschenden, ein ausgedehntes Plateau bildenden Anhöhe steht. Großartig war der Aufmarsch des langen Zuges in den von einer unabsehbaren Menge im weiten Bogen umgrenzten Raum, die historischen Gruppen voran, Sternenberger Grenadiere, Scharfschützen, Artilleristen und ein Fähnlein Freiburger. Unter den Klängen des Zähringer- und des Freiburgermarsches vollzog sich die Aufstellung und die Gruppierung eines wahren Fahnenwaldes um die Rednerbühne. Nun begann die Feier mit dem weihevollen Vortrag des Schweizerpsalms, worauf Nationalrat Bähler unter lautloser Stille die Festrede hielt.

Er eröffnete dieselbe mit den Worten:

„Werte Mitbürger! Berner! Eidgenossen! Namentlich werte Enkel der treuen Kämpfer von Bofingen und aus dem Freiburgbiet! Ein ernster Tag, ein Tag der Einkehr, geht heute durch das ganze Bernerland, ein Tag vaterländischer Andacht. Heute, wo von allen Türrinnen die Glocken erschallen, fühlen wir uns zurückversetzt in jene Stunden vor hundert Jahren, als allerorts die Feuer loderten auf den Hochwarten, die Alarmböller krachten und es allerorts zum Landsturm und nicht zum Gottesdienst zusammenläutete.“ . . . . .

Er führte dann in begeisterten Worten die Gründe vor, warum trotz Heldenmut und Opfer Tod Bern unterlegen mußte, und schloß mit den schönen Worten:

„Darum schlaft ruhig, ihr Braven! Ihr habt uns gezeigt, was einzig unser Vaterland aus der größten Not, vom Untergang retten kann. So schütze Gott auch durch uns, solange eine Ader in uns schlägt, das teure Vaterland!“

Nachdem diese begeisterten Worte verkündet waren, trug ein mehrbündestimmiger Chor die „Totenklage“, verfaßt von Gymnasiallehrer Lüthi und komponiert von Kunzinger, vor.

Nun bestieg Pfarrer Ris von Worb als Feld- und Festprediger die mit Tannenreisern geschmückte Kanzel; wie die erste Rede, so drang auch diese Ansprache tief in die Gemüter.

Der knappe Raum gestattet uns leider nicht, die weihevolle Rede ganz wiederzugeben; wir müssen uns auch hier begnügen, einige Stellen daraus hervorzuheben.

Er hatte als Text gewählt:

„Als die Sterbenden, und siehe, wir leben.“ . .

„Und wollt ihr die Deutung dieses Wortes kennen,“ rief er voller Begeisterung, „schaut hinüber zu dem Kreuze auf ihrem Grabe, dem heiligen Sinnbild einer Treue bis in den Tod, einer Macht der Liebe, die Tod und Grab überwindet und hinübergagt ins ewige Leben!

Bürger! Egidgenossen! Leben heißt ja nicht nur sich anklammern ans äußere Dasein, heißt noch viel weniger seine Zeit in Müßiggang vertrödeln oder im sinnlichen Genießen. Leben heißt wirken, rastlos, im Dienste der täglichen Pflicht. Leben heißt streben nach den höchsten Zielen. Leben heißt mit Darangabe seines ganzen Seins ringen nach den heiligsten Gütern der Menschheit. Und das Leben eines Volkes besteht in der Hingabe aller seiner Glieder ans gemeinsame Wohl im Dienste des teuern Vaterlandes, daß uns alle umschließt. . . . .

Und du, Berns blühende Jugend, prangend im Frühlingsschmucke der Jahre, halte hoch dein Panier, nütze aus deine kostbare Zeit, vertändle sie nicht in eitelm Spiel, sondern rüste dich aus, um dereinst im Leben deine Stellung auszufüllen im Dienste deiner Brüder!

„Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an,  
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.

Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!“

Stärke den Geist und stähle den Arm, daß kommende ernste Zeiten nicht ein entnervtes Geschlecht antreffen, sondern ihr in fester Manneskraft mutig schreitet zum Kampfe und zum Sieg! Und wär's auch nicht immer ein Siegen, wäre nicht immer der Erfolg an eure Schritte geheftet, geht's gar einmal zum Unteiliegen, so sei es niemals anders als nach ehrenvoll bestandenem Streit, daß unbesiegt erglänzt jederzeit Berns Ehrenschild.

Das ruft uns allen zu die Siegesfiale hier, die Gräberstätte dort: „Als die Sterbenden, und siehe, wir leben!“ „Und als die Gezüchtigten und doch nicht erstötet“, fährt der Apostel fort. Jawohl!, eine ernste Zürchtigung war es, die vor hundert Jahren über unser Land hereinging, nicht unverdient. Doch da sie sich de-

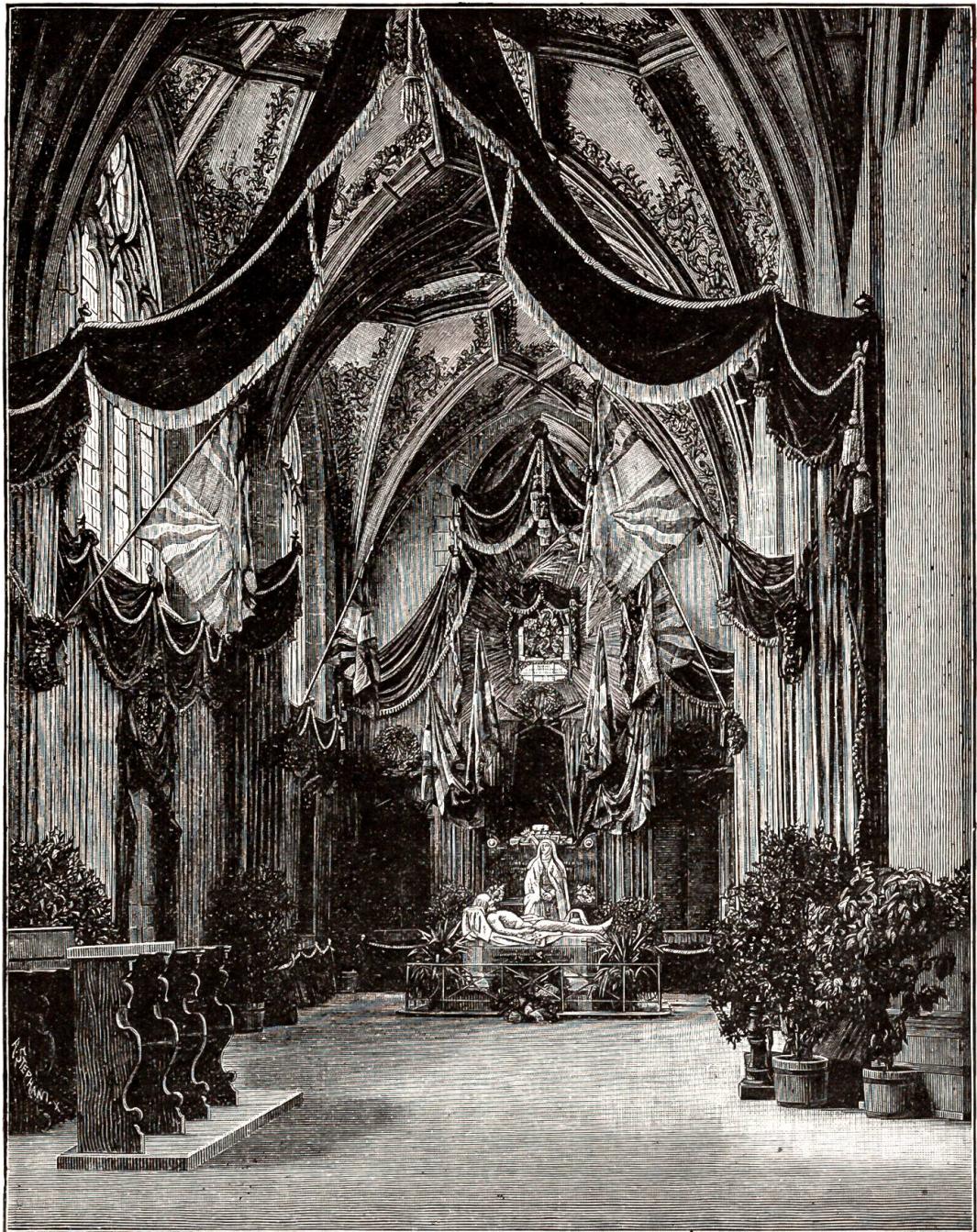
müttigten, wurden sie erhöhet, und nicht erstötet ward der Name Berns.“ . . . . .

Als das Amen verklungen war, sang die ganze Menge mit entblößtem Haupt: „Ruft du, mein Vaterland!“ Eine tiefe, unbeschreiblich weihevolle Stimmung hatte alle ergriffen, und niemand schämte sich der Thränen der Rührung und Begeisterung, die in vieler Augen glänzten.

Damit hatte die offizielle Feier, welche bei nahe gottesdienstlichen Charakter getragen hatte, ein Ende. Sie war kurz gewesen, es war noch nicht 3 Uhr. Dann folgte das Defilee des langen Zuges, enblößten Hauptes, vor dem Grabe und dem von Pfarrer Kis so schön ge deuteten Kreuze der 135 bei Neuenegg für das Vaterland Gefallenen. Zahlreiche Kränze wurden niedergelegt. Die Artillerie gab 135 Schüsse ab zu Ehren der Sieger von Neuenegg. Der Vorheimmarsch so vieler Tausende bei der Ruhestätte der Gefallenen war der ergreifendste Moment der ganzen Feier und bleibt allen Teilnehmern unvergesslich.

Nun folgte eine Weile der Erholung in der Festhütte, die sich als viel zu klein erwies, so daß sie nicht einmal alle Zugstilnehmer, für welche sie eigentlich bestimmt war, aufnehmen konnte. Während des Aufenthaltes daselbst wurden zahlreiche Telegramme verlesen, so von den Bernern in Genf, Winterthur, Luzern, von den Technikern von Burgdorf, von den bernischen Offizieren und Soldaten in Andermatt, von den Schweizern in Marseille. Unter Schneegestöber, das während der Feier ganz ausgesetzt hatte, zog man nach Flamatt. Der Zudrang zu den Zügen war ein unglaublicher; viele zogen es vor, trotz Schnee, Regen und bodenlosen Wegen zu Fuß zu gehen, ein Eisenbahnunglück befürchtend; Gott sei Dank ging alles glatt und ohne ernsten Unfall ab, obschon bei dem ungeheuern Andrang des Publikums die Verteilung der Züge einigermaßen in Unordnung geriet.

In Bern hatte sich von 6 Uhr an eine große Menschenmenge beim Bahnhof und in den umliegenden Gassen angesammelt, um den Festzug noch einmal zu sehen; bis 7 Uhr wurde die Geduld des Publikums auf die Probe gestellt, und als die ersten Kostümierter und die Festmusik endlich eintrafen, war die Dunkelheit



Die Steigerkapelle im Münster zu Bern.

schon so weit hereingebrochen, daß von einem eigentlichen Festzug kaum mehr die Rede sein konnte.

Des Abends feierliches Glockengeläute von allen Türmen der Stadt. Weithin schwebten die Klänge in das liebe Land, weckend in den Ge-

ches Beutestück aus früheren Siegestagen. Würdig reiht sich, was bei Neuenegg geschah, den schönsten Vätern unserer Geschichte an, und dem Dichter möchte man entgegnen:

Sag' an, Helvetien, du Heldenvaterland,  
Da war dem alten Volk das jetzige verwandt.

mütern die Andacht, den Gedanken an den Gott, der unsere Väter heimgesucht in Tagen des Gerichts, der dem Vaterlande aber Freiheit und Unabhängigkeit wieder geschenkt und ihm dieses kostliche Gut bis heute erhalten hat. Seinem allmächtigen Schutze seien Land und Volk ferner befohlen.

Der Sonntagvormittag war der kirchlichen Feier im ganzen Kanton gewidmet.

In Bern war eine wahre Wallfahrt nach der von Künstlerhand aufs geschmacvollste ausgestalteten Steigerkapelle im Münster, wo die sterblichen Überreste des Heldenreiches begraben liegen. Zu beiden Seiten der Gedenktafel Steigers sind auch die Namen derer, die, dem Vaterland sich opfernd, gefallen sind, in Marmor eingemeißelt, zum ewigen Angedenken.

— Ein Ruhmesstiel sind jene Tafeln, herrlicher als man-